

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 53.

Montag, 4. März.

1929.

(19. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

„Aglai hat mich, Ihnen zu schreiben. Ich habe es in ihrem Auftrag getan.“

„Natürlich. Fürchten Sie nicht, daß ich annahm, Sie haben es gewünscht. Ich bin durchaus im Bilde: man will mich hier beschäftigen.“

„Man wird Sie vielleicht sehr höflich bitten, einige Skizzen zu machen... wenn sie Ihnen liegen. — Mein Vetter deutete es Ihnen ja wohl schon eben etwas an.“

„Denken Sie wirklich, daß ich wegen der paar uninteressanten Arbeiten hierher gekommen bin, Benita?“

„Ich denke, daß ich froh bin, Sie hier zu haben. Und daß ich keine kostbare Zeit mehr verschwenden will, indem ich Ihnen das vorenthalte.“

„Es wäre um sehr vieles erfreulicher auf diesem höchst mangelhaften Planeten, wenn man sich angewöhnen könnte, nichts vorzuenthalten, was einen anderen glücklich machen kann — Sehen Sie, jetzt ist es z. B. wohl möglich, daß ich selbst wieder Jasper Bezings Lachen finde. Man bedente gefälligst: welsch unschätzbare Gewinn für die Kunst, Der Starhof, mit lachenden Augen gesehen, wird etwas ganz anderes sein.“

„Hier ist überhaupt alles froher und heiterer. Das macht die große, übersonnte Ebene dort draußen...“

Benita Mironow steht auf. — — Trozdem sie sich mühen, das Gespräch in diesem leichten, gesellschaftlichen Fluß zu halten — es schwingt immer etwas darin mit, heimlich erregend, vielleicht gefahrbringend.

„Ich glaube“, sagt Sep Sollern, indem er ein paar der gelben Frühlingsblumen aus der Schale zieht und sie mit Aufmerksamkeit in sein Knopfloch steckt, „ich glaube, Benita... alles nimmt diesen übersonnten Weitblick an, wenn man sich sehr lieb hat.“

Das Haus ist voll Gäste und Aglai setzt sich und den Maier vor ihnen in Szene...

Sie führt ihn von einem der mittelmäßigen und flachen Bilder, die an den Wänden ihrer schönen Zimmer hängen, zum andern und verlangt sein Urteil.

Sep Sollern, der eine mehr und mehr aufsteigende Nervosität nur mit aller Anspannung niederringt, sagt mit einer gewissen betonten Bestimmtheit vollkommen ernst:

„Schade, daß man in den siebziger Jahren meinte, Neues schaffen zu sollen. Statt die guten französischen Rahmen weiter zu verwenden, klebten sie ihnen zopfige Ecken auf. Das haben sie den Niederländern nachgemacht. Die fingen auch plötzlich an, überall Ecken aufzuleistern.“

Aglai Bezings dreht sich auf dem hohen Absatz nach ihm um. „Sie halten sich verdächtig lange bei den Rahmen auf... Und die Bilder?“

„Die Bilder? ... Sie machen Ihnen Freude, Baronin... Da kann es Sie doch kaum interessieren, daß sie bei mir diese Empfindung nicht auslösen...“

Aglai Bezings klatschte wie bei einer Theatervorstellung laut in die Hände. Sie hebt vor Verlangen, diesen eigenartigen Menschen ausschließlich mit ihrer Person zu beschäftigen. Sie wird heute abend ihre Kammerfrau beinahe zu Tode quälen mit immer

neuen Einfällen, die Eigenart ihrer Erscheinung zu steigern...

Es ist gut, daß sie es nicht im voraus weiß, wie gänzlich wirkungslos das ganze Arsenal an Sep Sollern verpufft...

Der steht ein paar Stunden später vollkommen fassungslos vor Benita Mironow. Er ist ihr in dem langen Flur vor den Fremdenzimmern begegnet.

Ganz erschrocken steht sie in sein zerwühltes Gesicht, wie er vor sich hinmurmelt:

„Herrgott, Benita... wie kann man so schön sein.“

Benita trägt ein dunkelschimmerndes Seidenkleid. Es ist nicht neu. Aber sie hat es mit Hilfe einer alten, priesterlichen Goldstickerei wunderbar gewandelt. Wie eine schmale Flamme züngelt das Ende ihres langen Schals. An den Ohren trägt sie die Gehänge aus Blutkarneol, das letzte, was ihr noch geblieben ist. Schwer, vollkommen glatt zurückgenommen, liegt ihr Haar geordnet.

Als sie neben Sep Sollern in den großen Salon kommt, schweigt für Sekunden das Gespräch der dort Versammelten.

Es ist sehr seltsam: in diesem Augenblick erwacht in Benita Mironow ein Gefühl grenzenloser Dankbarkeit gegen das Geschick, das ihr die Macht einer Schönheit gelassen, die sie heute zum erstenmal wie einen Rausch bewußt fühlt.

Der Bronzeton ihrer Haut ist leise durchglüht. In ihre Augen kommt ein geheimnisvoller Glanz... Aglai Bezings, in die Andeutung eines durchsichtigen Stück Stoffes gewickelt, geht langsam auf ihre Cousine zu.

„Es ist zum Heulen, wie du heute aussiehst, Benita. Unserer könnte sich ruhig zu Bett legen. Führen Sie mich zu Tisch, Sep Sollern. Wir wollen uns an das Cadgeri de Turbot halten. Es ist das Meisterstück der Ransell... Es schenkt Trost...“

Später... Der große Salon ist vollkommen ausgeräumt. Durch den Lautsprecher — er ist sehr geschickt verdeckt in die Wand eingelassen — sendet die Berliner Station einen Blau... Eine singende, jauchzende Geigenseele schwingt sich über alle anderen Töne... Paare beginnen zu tanzen, ein wenig steif und feierlich schreitend...

Man hat unerhört gut gegessen und getrunken. Die Stimmung ist gehoben...

Sep Sollern steht vor Benita Mironow. Sie sprechen nicht. Benita legt den Arm auf den seinen. Dann tanzen sie.

Einmal sagt er leise, wieder in dieser leichten Art, die sonderbar ins Blut dringt:

„Ich habe Sie beobachtet, wie Sie mit den andern tanzten... Ich glaube, es ist doch ein Unterschied zwischen diesen Fremden und mir. Das macht mich sehr glücklich...“

Einmal auch streift Jasper mit Anna-Dorothee an ihnen vorüber...

„Sie tanzt“, denkt Benita Mironow verwirrt. „Wer hat es Anna-Dorothee gelehrt? Ob sie sich auch dem Rhythmus hingibt? Jasper Bezings Rhythmus... Gleich darauf ist das alles wie ausgelöscht.“

Es ist nicht sehr hell in dem Raum. Verdeckte Lampen schwanke in spizen Seidenhüllen. Wie fremde Blumen scheinen sie aus Traumländern gekommen.

In der Ecke, gerade unter dem Gesang der Geige, ist es leer. Sep Sollerns Finger tasten über Benitas entblößten Arm . . . Liegen dann sekundenlang auf der Haut ihres Halses . . . Heiß, leicht und regungslos. Und seine Augen haben ein seltsam durstiges, gequältes Fragen.

Ihr Mund, schön geschwungen, ein wenig herb gehogen, ist dicht vor dem seinen.

Das Lied hatte immer nur eine Strömung. Sep Sollern und Benita Mironow. Wann wird es sein: Benita Mironow und Sep Sollern?

„Es ist“, sagt sie leise und fest . . . „Es ist . . . lange schon . . .“

Vielleicht währt der Tanz die ganze Nacht. Man weiß das nicht . . .

Nur wenn ein fremdes Parfüm um sie ist, wenn fremde Augen in die ihren sehen, sind sie wie aufgejagt.

Dann lächeln sie und sprechen Dinge, die, kaum verhallt, von ihnen vollkommen vergessen sind.

Erst wenn sie einander aufs neue im Tanz umschlingen, ist dieses seltsame Vergessen wieder da, in das sie wunschlos hineingeleiteten.

Einmal stöhnt er ihren Namen . . . beinahe ohne Laut . . . vor sich hin . . . Da legt sie den Kopf tiefer in den Nacken und ihre Lippen öffnen sich. Aber sie vermögen keine Worte zu formen.

Aglai Bezingen läßt Getränke reichen, die süß, eiskalt und voll heimlicher Glut sind und gegen Morgen verteilt man sich in alle Zimmer, um den Kaffee zu nehmen.

Starken Kaffee, zu dem Vitore gereicht werden in hauchdünnen Kelchen. Die Getränke sind verhohlen, so, als seien sie unerträglicher Geheimnisse voll, und alles ist wie ferngerückt. Jemand hat sich an den Flügel gesetzt und spielt Tänze mit sentimentalem oder kitschigem Text. Aglai Bezingen begleitet sie auf dem Saxophon, das ihr Lieblingsinstrument darstellt. Mitter in einer Melodie legt sie es auf den Flügel, „die nehmen die Liebe nicht so tragisch“, summen ein paar Stimmen den begonnenen Vers zu Ende.

Der gelbe Damast, vor den großen Fensterscheiben dicht zusammengezogen, färbt sich allmählich immer heller.

„Die Sonne ist da“, sagt Benita Mironow und schiebt mit beiden Händen den Vorhang zurück. Über sie herein bricht hemmungslos die flutende Gloriole der Frühsonne.

Wie ein Fanfarenruf prallt sie in den halbdunklen Raum, darin der Tanz, das Lachen und die stumme Leidenschaft der Menschen bis zu dieser Stunde allein geherrscht haben.

In den Tiefen eines hochlehnigen Stuhles legt Sep Sollern die Hand über die Augen. Sie brennen und sie vermögen das Bild der Frau dort am Fenster nicht mehr zu ertragen . . .

„Anten müßte man“, denkt er, und geht halb besinnungslos mit unsicheren Schritten zur Türe, die er leise hinter sich schließt . . .

Eigentlich ist verabredet worden, daß der Teil der Gäste, der in Starhof geblieben ist, am anderen Tag mit den Autos an das Meer und von da zum nahe gelegenen Jagdhaus der Bezingens fahren soll.

Im letzten Augenblick wird dann aber wieder alles geändert. Um vier Uhr, als die Wagen vorfahren, ergibt es sich, daß die meisten Festteilnehmer noch schlafen.

Aglai Bezingen selbst ist sehr in Anspruch genommen durch Telephongespräche, die sie natürlich vom Bett aus führt. Mit bemerkenswerter Ausdauer sucht sie Verbindung mit Wil Kennberg zu bekommen, der nicht bei dem Fest war. Ihr gestriger Fernruf, sogleich nach dem Eintritt Benitas in den Salon getan, war trotz ihrer rastlosen Ungeduld, Wil zu erreichen, vergeblich gewesen. Heute müßte er her.

Sep Sollern ist für sie erledigt . . . Sie sah das Gestern auf den ersten Blick. Seine straffe Gespann-

heit hat sie zwar noch genossen als eine Art kostbarer Seltenheit. Aber darnach war es für sie zu Ende.

Also jetzt spielt das Telephon nach allen Seiten. Man ist das im Hause Aglai Bezingens gewöhnt. Immer gibt es dort diese unordentlich geführten Ferngespräche, bei denen zwischen Schlagworten viel gelacht wird und die ein kleines Vermögen kosten. Oder es gehen Telegramme und eilige Briefe hin und her. Zwei der Wagen jagen auch heute mit solch dringlicher Post nach verschiedenen Bahnstationen.

Benita und Sep Sollern stehen, etwas unschlüssig, vor dem übriggebliebenen Auto. Es ist Aglais Stolz: ein Reisewagen neuzeitlichster Konstruktion. Auch Jasper der Jüngere hat eine Abhaltung dienstlicher Art bekommen, wie er Benita höflich auseinanderseht. Natürlich bitten er und Anna-Dorothee sehr, die Sache gemeinsam erledigen zu dürfen. Anna-Dorothees Rat scheint dabei von außerordentlicher Wichtigkeit zu sein.

Und Benita Mironow, in der Unerbittlichkeit ihrer Selbstkritik, kann sich nicht verhehlen, daß es ihr eine Art Erleichterung bedeutet, die Tochter neben dem strahlenden Jasper — Elmar, den Bussard, auf der Schulter — in der Richtung des Forsthauses verschwinden zu sehen.

Schließlich kommt Jasper Bezingen, der Vater, etwas abgehegt und eilig, und bittet Benita, doch einstweilen mit dem Gaste allein vorausfahren zu wollen.

Heute abend kämen die andern dann bestimmt nach dem Jagdhaus . . . Dort wird alles in bester Ordnung sein.

Frau Bönne, die Wirtschafterin, weiß Bescheid. Und Aglai läßt eigens sagen: Frau Bönnes Küche habe Stil. Sie würde sie dem Koch hier ins Handwerk pfuschen. Aber ihre Rünste können sich, ins Ländliche übertragen, durchaus mit dem hier Hervorgebrachten messen.

Damit hilft Jasper, in seiner unermüdlichen Liebenswürdigkeit, seinen Gästen in den Wagen, und gibt dann noch rasch dem Chauffeur Bescheid: „Am Strand, nahe den Dünen anfahren. Im Frühstückskorb ist der Fünfuhrtee verstaut. Er ist den Herrschaften dort abzuliefern, wo sie zu rasten wünschen.“

Jasper Bezingen vergift nie etwas, was zur Bequemlichkeit anderer dienen könnte . . .

Benita Mironow und Sep Sollern fahren also allein in das weite, merkwürdig offene Land hinein, das voll sein zusammengestimmter Farben ist. Unter dem weißen Lämmerwolkenhimmel drehen sich die Flügel der Windmühlen.

Sie sind wie betäubt von der Seltsamkeit dieses Zufalls. Aber in allen Fibern fühlen sie ihre gegenseitige Nähe.

Benita, sehr aufrecht, sehr beherrscht, sieht hinaus in den gelben Sand, den der Wagen jetzt aufwirbelt.

„Das ist das Bezwingende an euch Reingezüchteten, dieser Kult der Selbstbeherrschung“, denkt Sep Sollern und ergibt sich widerstandslos dem neuen Reiz, der von Benita Mironows strenger Verslossenheit ausgeht. Seine eigene Ungeduld verstummt davor. Er schweigt und hält sich zusammengefaßt . . .

So gleiten sie durch den hellen, böigen Tag, Stunden . . . Stunden . . . Vielleicht sind es auch nur Augenblicke . . . Als der Wagen irgendwo hält, steigen sie gehorsam und ohne zu fragen aus.

Da sind hohe Buchen, sonnendurchsickert, ein Weg zwischen Grün und Wasser, urgewaltiges Rauschen. Tiefblau schimmert es zwischen den Stämmen.

Wie sehr ist das Benita vertraut. Aber es bedeutet nicht mehr Heimat für sie.

Oh, es ist wohl gut, neben Sep Sollern zu gehen, wenn zum ersten Male wieder, seit so viel bitteren Jahren, das Meer vor einem liegt. Benita Mironow hat längst alle Tränen ihres Herzens ausgeweint, aber sie blickt sich auf den Strand, der noch von den großen Stürmen des Winters her über und über mit Muscheln und schwarzgrünem Tang bedeckt ist, und streicht mit einer unmerklichen Gebärde der Zärtlichkeit darüber hin. (Fortf. folgt.)

Der Prinz von Indien.

Von H. Zwars.

Frau Oberst Janna Schönwald, vor Abschaffung des Adels Edle von Schönwald, betrat hoherhobenen Hauptes, ganz Würde und Anmuthung, den Empfangsalon ihrer Pension „Habsburg“. Sie war keine Freundin demokratischer Staatsverfassungen und opponierte schon durch die Wahl des Namens ihrer Pension gegen die republikanische Neuordnung.

Der junge Mann, der sich nachlässig in einen der verschossenen Samtfauteuils gekümmelt, stand bei ihrem Eintritt gar nicht auf, sondern nickte ihr bloß gnädig zu. Die Edle von Schönwald erstarrte und musterte den fleghaften Proleten, wie sie den unmanierlichen Besucher insgeheim nannte, durch das Imitationschildpattlorgnon.

„Sie wünschen?“, fragte sie kalt in Wort und Gebärde. „Na, ja, wissen's gnä' Frau, i möcht halt gern a Logis nehmen in Ihrer Pension da.“

Die Edle von Schönwald lächelte indigniert. Dieser manierlose Junge mit seinem furchtbaren Vorstadtdialekt unter ihren feinen Pensionärinnen. Sie dachte an Inge Rosenhain, Frein von Allendorf. Es war ärgerlich, fast lässig.

Sie hob das Vorgnon. Der Mensch sah so merkwürdig aus. Schlant, aber nicht hübsch gewachsen, das schwarze Haar über der niederen Stirn glatt gebürstet, daß es wie eine Kappe dem Kopf anlag. Im gelben Gesicht zwei schmale, schiefgeschlittne Augen.

„Sieht aus wie ein Affe“, dachte sie, und sagte: „Es tut mir leid, es ist kein Platz in der Pension frei.“

Es tat ihr aber nicht leid und war auch nicht wahr.

„Schad', gnä' Frau! Ich hab' woll'n bei Ihnen logieren, von wegen den feinen Leuten. Unser ans sucht a exklusive Gesellschaft.“

„Komisch“, meinte die Edle von Schönwald. „Man sieht es Ihnen nicht an, daß Ihr Umgang von besonderer Exklusivität war.“

Der junge Mann neigte sich etwas vor. „Ich bin Tschandradutt, Sohn des Maharadscha von Gwalior. Ein Prinz von Indien, der sich infognito zu Studienzwecken in Wien aufhält.“

Er sprach eintönig, als wiederhole er einen eingelernten Satz.

Die Edle von Schönwald staunte. „Ein Prinz, wie wäre das möglich.“

Tschandradutt zwang sein Gesicht zu einem resignierten Lächeln, das es nicht verschönte. „Na, ja, gnä' Frau. I muß schon infognito bleiben, denn was manens, was die englische Regierung meinen Herrn Vater karnisseln tät, wenn's wißt, daß i in Wien studieren tu.“

Die Edle von Schönwald schüttelte den Kopf. „Sie sprechen ganz gut deutsch, mein“ — der Prinz wollte ihr nicht über die Lippen, haben aber eine eigene Aussprache und selbstamen Dialektanklang.“

„Des hab' i vom Herrn Leisergang, meinem Deutschlehrer. Der war Stallmeister bei mein Vatern, dem Maharadscha.“

„Schade, dieser Herr dürfte ein mundartlich gefärbtes Deutsch gesprochen haben. Darf ich fragen, was Sie hier studieren.“

„No, halt alle Wissenschaften, die ich brauch, wenn i mal mein Land regieren tu.“

„Gwalior ist doch britisches Gebiet und wird von einem Zivilgouverneur regiert.“

„No, ein bisserl was hab'n mir a noch zu reden“, behauptete Tschandradutt. „Alstern, muß i halt geh'n, gnä' Frau, wenn's ta Logis für mich haben.“

Die Edle von Schönwald hatte es sich schon vorher überlegt. Ein indischer Prinz, das war eine Attraktion für ihre Pension. Zögernd sagte sie, als müsse sie die letzten Hemmungen überwinden: „Hoheit, wenn Ihnen ein bescheidenes Zimmer genügt.“

Der Prinz blinzelte sie aus seinen asiatischen Augen an. „Bescheidenes Zimmer“, er dehnte die Worte. „I hab' an das beste Zimmer des Hauses gedacht.“

Jetzt war die Edle von Schönwald besiegt. Das war doch ein rechter und echter Prinz, wenn auch nur ein indischer. „Hoheit, das läßt sich vielleicht machen, wenn ein Pensionär tauschen würde.“

Sie ging voran durch den wurmartig gekrümmten Korridor in das hofwärts gelegene einsenstrige Zimmer. Im Hofe stand auf winzigem Rasenfeld eine vereinsamte Kugelakazie, vor einer himmelhohen Feuermauer, weshalb das Zimmer mit Gartenaussicht vermietet wurde. Sonst war es bescheiden, aber nicht bequem eingerichtet. Ein schmales, eisernes Bett, dem man seine Härte von weitem ansah, ein eisernes Waschtischchen mit verbeultem Blechtopf, ein einfacher Tannenholztisch mit gleichem Stuhl und ein

Kleiderrechen an der Wand bildete das ganze Möblement des dem Prinzen angebotenen Appartements.

Prinz Tschandradutt machte, wie der Wiener sagt, ein Schnoßerl. „Na, wiß'n's, gnä' Frau, da is das Aol für Obdachlose komfortabler. Da kann a Hausnecht wohnen, nit a Prinz.“

Die Edle von Schönwald lächelte. „Ich werde den Grafen Künau hier einquartieren. Er bewohnte bis jetzt das schönste meiner Zimmer, der Zimmerpreis fällt ihm aber schwer. Er wird mit dem Arrangement zufrieden sein.“ Prinz Tschandradutt nickte, er ging voran, die Edle von Schönwald folgte. Im Empfangsalon sagte sie ein bißchen geniert: „Bedingung ist, Hoheit, Vorausbezahlung des Pensionspreises für einen Monat.“

Hoheit grinst: „Is mir gerad sehr unbequem. Meine indischen Rupien sind ausgeblieben. I werd Ihnen halt ein paar Edelsteine als Dedung geben.“

„Aber, Hoheit“, wehrte die Edle ab. „Ich werde doch nicht. Sie ordnen die Sache nach Ihrer Bequemlichkeit.“

Der Prinz empfahl sich wieder mit flüchtigem Kopfnicken, diesmal aber tauchte die Edle von Schönwald zu tiefem Hofniz nieder und fand die Manierlosigkeit Seiner Hoheit originell.

Prinz Tschandradutt wurde wirklich zum Clou der Pension „Habsburg“. Die Damen der Pension rissen sich tatsächlich einer der anderen den Lexikonband Gundersheim bis Bengist aus der Hand und interessierten sich lebhaft für indische Gebräuche und Sitten.

Das Gepäc Seiner Hoheit bestand zwar nur aus einem Handlöfcherchen, doch brachte er eine goldene Buddhastatue, eine ebensolche Räucherschale und einen Gebetsteppich mit. Die nicht mehr ganz junge Aufkammerfrau, die Witwe Reß Mahatschel, traf ihn eines Morgens, wie er in einem nicht besonders einwandfreien Negligee auf dem Teppich vor der Buddhastatue stand, in der Räucherschale einen ziemlich übelstuhenden Zigarettenstummel verglimmen ließ und sonderbare rituelle Bewegungen machte. Er hob die Arme mit den Handflächen nach vorne, in die Höhe, freuste sie über der Brust und murmelte Formeln, von denen Frau Mahatschel nur den wiederkehrenden Refrain: „Bischnu walschi, Brahme — talschi — Oh — oh — oh —“ verstand. Als sie sich diskret zurückziehen wollte, meinte er, sie möge nur bleiben, so fiesche Frauerln sehe man nicht genug oft. Frau Mahatschel zeigte errötend grinsend die falschen Zähne. Das hatte ihr schon lange kein Mannsbild gesagt. Seine Hoheit Prinz Tschandradutt blieb aber bei der flüchtigen Schmeichelei nicht stehen, er wurde eindringlich in seinen Worten und erklärte, er habe immer für reise Frauen aus dem Volke Vorliebe gehabt. Aus dem Volke käme Kraft und Gesundheit, er selbst werde nur eine Frau aus dem Volke auf den Thron von Gwalior heben, er könne nur eine solche Frau lieben.

Frau Mahatschel, glührot wie ein überhitztes Bügel-eisen, fragte, ob er nicht schon ein Duzend brauner Frauen habe, was die indische Hoheit entrüstet verneinte und zur Erklärung veranlaßte, er dürfe nach einem Hausgesetz nur eine Frau heiraten. Das machte Frau Mahatschel atüchlich, weil der Prinz ihr gleichzeitig Beweise seiner jäh erwachten Junciauna gab.

Die Edle von Schönwald und ihre älteste Pensionärin, gleichzeitig ihre beste Freundin, Inge Rosenhain, früher Frein von Allendorf, haben mit dem Polizeikommissar Dr. Vinhard im grohen Saal „Zur Rose“, in dem eine gesellschaftliche Veranstaltung stattfand. Zum Programm gehörte ein gemischter Varietäabend. Dr. Vinhard hatte beide Damen eingeladen. Mit der Edlen von Schönau verband ihn weitstichtige Verwandtschaft, für die etwas angestrichelte Baronesse Allendorf hegte er laises Mitleid, wie sie sich still und fromm in ihr Schicksal, in die Resignation des alternden Mädchens schickte.

Einige Varietänummern waren atüchlich vorüber. Eine sehr schlante, blasse Dame mit dünnen Beinen und erheblichem Wähls hatte klüsternd, die Beine streng ständierend, Goethes „König von Thule“ gesungen und sich melodramatisch mit einem Finger auf dem Klavier begleitet. Die Damen unterhielten sich trotzdem ganz aus. Jetzt stieg ein junger Mann auf das Podium, im Wiener Volksängeridiom, die Pawlatschen, geheiken. Er trug einen roten Turban mit einer weißen Feder auf dem Kopfe, hatte einen roten Mantel um die Schultern geschlagen. Er hob beide Arme, mit den Handflächen nach vorne, empor, freuste sie über der Brust und begann: „Bischnu walschi, Brahme talschi, oh, oh, oh, Ihr seht es schon an dem Gewand, ich komme aus dem Hinduland, oh, oh“, — das dritte „oh“ blieb ihm in der Kehle stecken und das Publikum hat nie erfahren, weshalb er aus dem Hinduland nach Wien gekommen. Sein Blick hatte den Tisch des Polizeikommissars gestreift und die beiden Damen erkannt. Er kämpfte augen-

plötzlich mit einer ihn überkommenden Befangenheit, sprang dann von der Pawlatschen und verschwand mit anerkannter Behendigkeit.

„Der Indianer-Ferdl“, sagte Dr. Linhard verwundert, „was hat der wieder ausgetrieben, daß er vor mir davonkaut?“

„Mein Gott!“ Die Edle von Schönwald machte entsetzte Augen. „Der Prinz Tschandradutt als Coupletsänger. Wie kommt der dazu?“

Fräulein Inge Rosenhahn, Freiin von Allendorf, hatte ihnen leisen Schrei ausgestoßen und war in ihren Sessel zurückgesunken. Sie war blaß, wie die Louise Millerin im fünften Akt von „Kabale und Liebe“.

„Was sagen Sie, Tante“, fragte Dr. Linhard, „Prinz Tschandradutt?“

„Gott ja, er wohnt doch bei mir in der Pension, ist mir seit drei Monaten den Pensionspreis schuldig.“

Dr. Linhard pfiff leise durch die Zähne: „So, so, Indianer-Ferdl macht Karriere als Hochstapler. Jetzt ist er gar ein Prinz. Früher war er Kellner. Sein asiatisches Aussehen, das aber mehr chinesisches oder japanisches als indisches ist, hat ihm den Spitznamen verschafft. Eine Zeitlang hat ihn eine Importfirma in chinesischem Kostüm als lebende Puppe verwendet, er arbeitet aber nicht gerne. Wegen kleinerer Schwindelen vorbestraft, hat er sich diesmal einen größeren Coup ausgedacht. Na, ich werde ihn schon kriegen.“

Fräulein Inge Rosenhahn stöhnte leise auf. Ihr feines, blaßes, ein wenig zerknittertes Gesicht zeigte einen Zug ruhender Hilflosigkeit. „Gehen wir“, leuchtete sie.

Auch die Edle von Schönwald wollte nicht mehr bleiben. Sie stand auf. „Ich bitte Sie, Linhard, geben Sie mir bald Nachricht. Der Prinz hat mir zur Sicherstellung Edelsteine gegeben. In seinem Zimmer steht eine goldene Buddha-Statue und eine Räucher-Schale.“

„Glasflüße und wertloser Kitsch, Tante. Ich kenne meinen Indianer-Ferdl.“

Die Damen gingen. Dr. Linhard begab sich an das Telefon, um die Ausforschung Indianer-Ferdl's einzuleiten.

Auf dem Heimweg begann Fräulein Inge Rosenhahn herzzerbrechend zu schluchzen.

Die Edle von Schönwald suchte die Freundin zu trösten, bis diese gestand, sie habe dem Prinzen Tschandradutt, der ihr seine Liebe erklärt und versprochen hatte, sie als einsame Frau zur Fürstin von Gwalior zu machen, 2000 Schillinge, ein Fünftel ihres kleinen Vermögens, geliehen, weil seine Revenuen so lange ausgeblieben waren. Bei seiner Liebeserklärung habe er auch einer indischen Sitte gedacht und ihr nahe gelegt, sich ihr zu unterwerfen, was sie aber in ihrer Sittsamkeit entrüstet als heidnisch abgelehnt hatte. Jetzt aber brannte noch die Scham auf ihren Wangen, daß ein Hochstapler es gewagt, ihr, einer Erzellenstochter, deren Vater wirklicher Geheimrat gewesen, einen solchen Vorschlag zu machen. Sie beschwor die Edle von Schönwald, seine Silbe von dem Geständnis zu verraten. Sie wolle nichts mit Polizei und Gericht zu tun haben, jedes Wiedersehen mit dem Gauner vermeiden und stillschweigend auf ihr Geld verzichten.

Die Edle von Schönwald hielt Wort und die Freiin von Allendorf vermied das Wiedersehen mit Tschandradutt im Gerichtssaal, das die übrigen Pensionärinnen feierten, die der Prinz der Reihe nach angestrichelt, nachdem er ihnen den Thron von Gwalior in Aussicht gestellt hatte. Mancher war auch, wie der Frau Mahatschel, bei der Affäre ein bißchen die Jugend verbogen worden. Sie machten aber davon kein Aufsehen und schrien nur nach ihrem Gelde, das aber nicht zu erlangen war, denn die Edelsteine waren Glasflüße und der Buddha mit der Räucher-Schale so falsch wie Prinz Tschandradutt selbst, der als Indianer-Ferdl einige Monate Zeit zum Nachdenken in stiller Abgeschlossenheit erhielt, wie betrüblich seine Existenz als Prinz von Indien für mehrere seiner weiblichen Zeitgenossinnen gewesen war.

Seltame Seeabenteuer.

Von Hermann Petersen.

Die Erzählungen mancher alten Seelente erinnern in der Abenteuerlichkeit und der Unglaublichkeit der berichteten Geschehnisse vielfach an das wohlbekannte Färgelatein. Indessen sind vereinzelte Fälle bekannt, die so unmöglich erscheinen, daß man sie ohne weiteres in das Reich der Fabel verweisen möchte, wenn die Richtigkeit nicht einwandfrei verbürgt wäre.

In ein derartig seltsames Abenteuer geriet im Jahre

1893 der in St. John, Neufundland, beheimatete 1200 Tonnen große Dampfer „Protea“. Das Schiff lehrte von Neufundland zurück, als ein großer Eisberg auftauchte, dessen Länge auf nahezu 300 Meter bei mehr als 70 Meter Höhe geschätzt wurde. Auf Wunsch der Reisenden, die das wunderbare Schauspiel in der Nähe zu betrachten wünschten, hielt der Kapitän etwa 75 Meter vor der glitzernden Eismasse. Während noch alles das seltene Naturschauspiel bewunderte, bemerkte man in dem Eisberg eine leichte Bewegung. Gleichzeitig wurde das Krachen von Eis an den Schiffswänden vernehmbar, und das Fahrzeug begann zu schwanken. Der Eisberg änderte seine Lage, ein großer, flacher Vorsprung, der sich weit unter der Meeresoberfläche erstreckt hatte, tauchte empor und riß den Dampfer, der sich gerade darüber befunden hatte, mit sich in die Höhe. Die an Bord Befindlichen mußten darauf gefaßt sein, daß der Eisberg sich völlig umkehren und über die „Protea“ wälzen würde. Minutenlang stöhnte und ächzte das Fahrzeug in allen Fugen. Da das Heil bereits frei in der Luft schwebte, fanden die Schrauben keinen Widerstand und erschütterten den Dampfer in heftigen Stößen. Diese Schwingungen, die sich dem Eise mitteilten, waren vermutlich die Rettung, denn dadurch und infolge des großen Gewichtes, das nun auf dem Eisberg lastete, brach dessen unter Wasser befindlicher Teil mit einem fürchterlichen Krach ab: die „Protea“ sank in ihr heimatliches Element zurück. Der Rumpf wies starke Verletzungen auf, aber im übrigen war der Dampfer unbeschädigt, so daß er aus eigener Kraft den Hafen zu erreichen vermochte.

Fast in derselben Gegend spielte sich nur drei Jahre später ein nicht minder seltsames Ereignis ab. Der Schoner „Helen“ aus Gloucester in Massachusetts hielt sich in der Nähe der Neufundland-Bänke auf. Das Fahrzeug lag rollend und stampfend an einer langen Kofosbaltstrolche. Mit Ausnahme des Mannes im Ausguck befand sich die Mannschaft in ihren Hängematten im Vorraum, dessen Luken man wegen der Kälte geschlossen hatte. Der Kapitän sah mit zwei anderen in der achtern gelegenen Kajüte. Als der Ausguck einen besonders großen Brecher auf das Schiff zukommen sah, trat er gleichfalls in den Vorraum, dessen Tür er hinter sich ausog. Der Anprall der Riesenwoge erschütterte das Schiff so, daß fast die gesamte Mannschaft, etwa vierzig Mann, aus den Hängematten geschleudert wurde und für kürzere oder längere Zeit das Bewußtsein verlor. Alles, was an Bord nicht niet- und nagelfest war, wurde wild hin- und hergeschleudert. Der Mast brach etwa einen Meter über Deck ab, das kleine Deckhaus mit den Wassertanks verschwand spurlos. Als die „Helen“ sich wieder aufgerichtet hatte, bot sie einen bemitleidenswerten Anblick. Im Raum stand fast ein Meter Wasser, und das Fahrzeug leckte aus allen Fugen. Als man das Innere näher untersuchte, machte man eine Feststellung, die zunächst völlig unglaublich schien, aber von mehreren Leuten bestätigt wurde, die mit ihrer Wahrnehmung nur zurückgehalten hatten, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Eine Drehung in den Tauen der Hängematten bewies einwandfrei, daß das Schiff sich um sich selbst gedreht haben mußte, also gekentert war und sich dann nach der anderen Seite wieder aufgerichtet hatte. Die fast unmöglich klingende Tatsache fand ihre Erklärung in dem Guseisenballast des Schiffes, der in den Rumpf fest eingebaut war. Ihm verdankte die „Helen“, daß sie sich wieder aufzurichten vermochte. Auch in diesem Falle konnte das Schiff, wenngleich schwer beschädigt, aus eigener Kraft in den Hafen einlaufen.

Im Jahre 1892 segelte das britische Vollschiff „Aberfoyle“ von den Crozetinseln nach den Kerguelen. In einer pechschwarzen, stürmischen Nacht fiel beim Segelkreuzen der Schiffsjunge Teddy O'Brien über Bord. Man warf dem schreiend auf dem Ramm einer großen Woge Vorbeistreifenden Rettungsringe zu. Mehr ließ sich nicht für ihn tun. Angesichts des wütenden Sturmes war jeder Versuch, bezu-drehen, eine Unmöglichkeit. Die Masten wären im Nu gebrochen und das ganze Schiff eine Beute der Wellen geworden. Drei Wochen später kam die „Aberfoyle“ im Hafen an. Sie mochte etwa eine halbe Stunde am Pier gelegen haben, ein Matrose räumte gerade das Geschirr vom Mittagessen ab, als er plötzlich einen lauten Schrei ausstieß. Das Geschirr zerstückelte auf dem Deck, und der Mann stürzte mit dem lauten Rufe: „Dort kommt Teddys Geist!“ davon. Teddys Geist war es nun zwar nicht, sondern er selbst in höchst-eigener Person. Der allgemein als tot Betrauerte hatte, als er über Bord gegangen war, etwa dreißig Stunden hilflos im Wasser getrieben und war dann von der Bier-mastbarke „Glendora“, die jetzt einige hundert Meter weiter an einem andern Pier vertäut lag, aufgefischt worden. Er trat wieder auf seinem Schiff ein, das ihm aber offenbar kein Glück bringen sollte, denn schon auf der nächsten Fahrt verlor er im Streite mit einem andern Matrosen sein Leben.